



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Luckwald, Friedrich: Der Ruf nach einem neuen Bismarck

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Der Ruf nach einem neuen Bismarck

Von Hochschulprofessor Dr. Friedrich Luckwaldt



och steht die Welt in Flammen. Der Krieg wüthet überall fort. Es ist nicht einmal ausgeschlossen, daß er auf neue Mächte übergreift. Dennoch beginnt sich die öffentliche Meinung in den kriegführenden Staaten, auch in Deutschland, in wachsendem Maß mit der Frage zu beschäftigen, wie der Frieden, und was nach dem Frieden werden soll. Ein jeder sieht, daß es schwer sein wird, die aus den Fugen gegangene Staatengesellschaft neu einzurenken. Manch bescheidenes Gemüt dankt Gott mit jedem Morgen, daß es nicht braucht fürs Römische Reich zu sorgen. Zuversichtliche Naturen aber versuchen sich am Aufbau blendender Luftschlösser. Dabei haben sie irgendwie die Empfindung, daß die verantwortlichen Leiter der Reichspolitik die Möglichkeiten der Gegenwart und Zukunft nüchterner beurteilen. Deshalb rufen sie nach einem stärkeren Mann, nach einem neuen Bismarck.

Nun wird niemand leugnen, daß für die Zeit, die wir durchleben, der Größte kaum groß genug wäre, und wir deshalb wohl einen politischen Genius ersten Ranges gebrauchen könnten, wie es neben Friedrich dem Großen in Deutschland doch eben nur der Alte im Sachsenwald gewesen ist. Aber man darf zweifeln, ob, wenn Bismarck wieder käme, nicht gerade die am wenigsten von ihm befriedigt sein würden, die jetzt seinen Geist am eifrigsten beschwören. Beranger stellt einmal in einem witzigen Gedicht Gott und die Priester einander gegenüber, wo dann am Schluß jeder Strophe der liebe Gott sagt: De votre Dien je ne sais rien. So würde Bismarck kaum etwas wissen von dem Bismarck, den die Bismarckianer sich allmählich zurecht gemacht haben. Fürst Bülow hat niemals ein wahreres Wort gesprochen, als indem er meinte: „wir leiden am mißverstandenen Fürsten Bismarck“. Dieser mißverstandene Fürst Bismarck gleicht dann einigermaßen dem von unsern Feinden gern ge-

zeichneten Urteutonen in Kanonenstiefeln, der als „Realpolitiker“ immer nur Macht-, nie Menschheitsfragen sieht, inmitten einer reichen und vielgestaltigen Kulturwelt sich gebärdet, als sei er allein auf weiter Flur. Der wirkliche Bismarck hatte vielleicht einige Mängel in der Richtung dieser Karrikatur. Seinem eigentlichen Wesen nach aber war er sehr anders. Insbesondere war seine Diplomatie weit öfter fein und leise als grob und laut, und seine Politik hat sich fast immer von der und jener Seite den Vorwurf zu großer Mäßigung machen lassen müssen. Der Friedensschluß von 1866 genügte, weil er Österreich, Sachsen und Bayern zu sehr schonte, bekanntlich dem König nicht. Ähnlich tadelte man in Militärkreisen den Frieden von 1871, während der Kanzler selbst hier doch schon das Gefühl hatte, „mehr erreicht zu haben, als nützlich sei“. Später hat man ihn falscher Rücksichten gegen Rußland, auch gegen England beschuldigt; und Frankreich ist er vielleicht wirklich in den Kolonialfragen lange Zeit zu weit entgegengekommen. Ein Eisensprenger war der eiserne Kanzler nicht. Niemand wußte besser, daß Politik die Kunst des Möglichen sei und also nicht nur in Fordern, sondern auch in Nachgeben bestehe.

Was er jetzt tun würde, ist eine müßige Frage. Würde er Frankreich gegenüber das berühmte *saigner à blanc* in Anwendung bringen, würde er Rußland eine Amputation zumuten, die im Verhältnis seiner ungeheueren Ausdehnung wäre, oder den Kampf gegen England als auf Leben und Tod auffassen? Ich zweifle nicht, daß sich für die Bejahung jeder dieser Fragen aus seinen Reden und Schriften Stellen anführen ließen. Denn aus den Reden und Schriften eines Mannes, der viel geredet und geschrieben hat, oft aus vorübergehenden Eindrücken heraus, läßt sich mit einigem dialektischen Geschick alles beweisen. Aber eben deshalb beweist das Bewiesene nichts. Auch will eine neue Zeit neue Männer und neue Rezepte. Als man 1814 daran ging, das Ergebnis aus den Befreiungskriegen zu ziehen, war es ein Glück, daß die Rezepte Friedrichs des Großen, der immer nur Sachsen begehrt und die Rheinlande gering geschätzt hatte, schließlich nicht zur Anwendung kamen.

Gerade die Erinnerung an die Zeit vor hundert Jahren aber ist überhaupt lehrreich. Die Entwicklung in den Einheitskriegen 1864—1871 knüpft an einige wenige große Männer an: Kaiser Wilhelm, Bismarck, Moltke, Roon. In den Befreiungskriegen gab es gewiß auch glänzende Persönlichkeiten, aber als ihr Held erscheint in der Überlieferung doch mehr das Volk selbst. Heute sehen wir das in noch höherem Maß. Die eigentlichen Träger des heroischen Ringens, in dem wir stehen, bilden die großen Massen. Das besagt nicht, daß Persönlichkeiten fehlen, daß es schlecht um die Führung bestellt sei. Die militärische Führung erkennt ja auch jeder an. Dürfen wir in die politische nicht dasselbe Vertrauen haben?

Es hieße den Kopf in den Sand stecken, wollte man nicht sehen, daß gerade in manchen Kreisen, die bisher für einflußreich galten, eine gewisse Unzufriedenheit mit dem gegenwärtigen Reichskanzler herrscht. Sie halten ihn

nicht für entschieden, für wagemutig genug. Nun ist er sicher kein Mann der eisernen Faust. Aber daß er eine feste Hand hat, die recht wohl zuzupacken versteht, hat zunächst einmal im Innern doch schon manch anscheinend überlegener Gegner zu spüren bekommen. Wird sie ihm nach außen hin fehlen? Kürzlich sind in einer musterhaften Ausgabe im Verlag von Reimar Hobbing „Sechs Kriegsreden des Reichskanzlers“ (bis zum 9. Dezember 1915) herausgekommen. Sie umfassen, weit gedruckt, nur einige achtzig Seiten. Man fühlt: Bismarck, auch Bülow hätten mehr gesagt. Die Diktion ist knapp und schmucklos bis zum Puritanischen. Man wünscht manchmal selbst vom Standpunkt des Lesers und wie viel mehr erst des Hörers einen vollen Ausklang der Sätze, länger vermittelte Übergänge, ein scharf zugespitztes Wort, einen befreienden Scherz. Aber dafür stört auch nirgends ein falscher Ton oder eine leere Phrase. Ein klarer Geist, ein starkes vaterländisches Gefühl und ein unbestechlicher sittlicher Ernst sprechen aus jeder Silbe. Kein Staatsmann in irgendeinem der kriegführenden Länder hat so einfach, so wahrhaft, so innerlich sicher zu seinem Volk geredet. Und es will doch scheinen, als ob das Volk recht wohl ein Gefühl dafür habe, als gewänne dieser ernste, fast zu ernste Mann, der sie mit keinem Wort und keiner Geste sucht, doch so etwas wie eine wirkliche Popularität in den breiten Schichten. Die stehen ja nicht auf dem Standpunkt, daß wir nicht Feinde genug bekommen können, sie jagen nicht phantastischen Plänen nach, die sich in der Studierstube leichter ausdenken als auf dem Schlachtfeld verwirklichen lassen, sie wollen Frieden und Sicherheit, wie sie nie etwas anderes gewollt haben, und sie wissen, daß der Kaiser, beraten von diesem Kanzler, den Krieg keinen Augenblick länger führen wird, als bis die Sicherheit erkämpft ist, aber auch ihn keinen Augenblick früher beenden wird.

Gewiß kann niemand Herrn von Bethmann in einem Atem mit Bismarck nennen wollen. Er ist so unbismarckisch wie möglich. Eher ist sein Platz neben den Stein, Hardenberg, Wilhelm von Humboldt. Aber die Entwicklung eines ganzen Volkes darf nicht zu sehr auf einen großen Mann zugeschnitten werden oder gar auf das, was wohlmeinende, aber fehlbare Epigonen aus diesem einen großen Mann machen.

